

## Romane

**Edith Chancrin**

### Das falsche Leben – Eine Vatersuche

Wie versöhnt sich eine Tochter mit dem Vater, der überzeugter SS-Mann vor, in, nach dem Krieg war und am Kirchentag 1969 Selbstmord begeht, nachdem er vor dem Mikrofon seine „Kameraden von der SS“ begrüßt hat? Ute Scheub hat keinen zugewandten, freundlichen Vater gekannt. Ertüchtigung, Verdrängung der Emotionen war der Leitgedanke seiner Erziehung. Zum Gespräch kam es auch zwischen ihm, seiner Frau und den Kindern, auch später, als der älteste Sohn 1968 politisch engagiert war, nur sehr mühsam.

Erst durch die Entdeckung von vierzehn Abschiedsbriefen (!) dieses „Verstummers“ auf dem Speicher kann die Verarbeitung der Vergangenheit, seiner und der gemeinsamen, beginnen. Ute Scheub zeichnet ein breit angelegtes Bild der ideologischen Zwänge in Wort, Taten und Gedanken, die ihren Vater zum Täter gemacht haben. Ausführlich zitiert sie aus dem, was er jahrelang auf seine Schreibmaschine eingehämmert hat in dem Wissen, er sei selbst dazu nicht in der Lage, seine Gedanken in klare Sätze zu fassen und zu vermitteln. Ute Scheub, selber Journalistin, wütet schier gegen diesen Vater, den sie hasst und dessen Tod sie als Befreiung empfindet.

Allmählich wird jedoch das ganze Desaster seines Schweigens sichtbar. Nicht nur seine Verschrobenheit, seine Härte, seine Egozentriertheit haben ihn und seine Familie jahrzehntelang erdrückt. Seine ganze Generation, geprägt durch Schweigen – unterstützt von den Kirchen und all derjeni-

gen in hohen Funktionen, die nach dem Krieg trotz ihrer Nazivergangenheit die Macht der Nichtverarbeitung hatten – das Leid ihrer Kinder und Enkel. Das ist Aufstellern durch die tägliche Erfahrung vertraut. Durch ihre sehr lebhaft Art drängt uns Ute Scheub zurück in die Fakten, die lange verschlossen geblieben sind. So nennt sie viele Daten aus dem Einsatz ihres Vaters, als Wache bei Göring, im Krieg in Libyen, Tunesien, Italien. Sie nennt hohe Amtsträger und deren Funktion im NS-Regime, Aussagen von Gerichten und Regierenden nach 1945.

Verzweifelt versucht der Vater, sich nach dem Krieg eine neue innere Identität zu schaffen, vom überzeugten Mitarbeiter an der Forschungsstelle Orient zum missionierenden Christen – den aber die Kirchen in ihren Reihen nicht behalten wollen. Es wird ersichtlich, dass es ihm dabei nur um seine Person geht, nicht um seine Familie, nicht um die Taten im Krieg, über die er vehement schweigt, falls er darüber gefragt wird.

Nachdem Ute Scheub seine verschrobenen, grässlichen Sätze, seine Reden und Erklärungen durchforstet hat, gelangt sie schließlich zu einem Verständnis seiner Not. Was sie ihm aber nicht *verzeihen* kann (dies ist das Wort, das sie benutzt), ist, dass weder er noch alle Täter seiner Generation, als es noch Zeit war, ihr Bedauern über das geäußert haben, was sie getan hatten. Keine Verantwortung übernommen für Mord, Vergewaltigung, Folterung von so vielen Menschen. Die Täter wähten sich in ihren eigenen Augen zu sehr als Opfer, diese kamen nicht in den Blick. In diesem Zusammenhang erwähnt sie auch das Familienstellen. Auch wenn Versöhnung in diesem Rahmen stattfindet und Friede die Familie vielleicht wieder eint, so sind ihre Grenzen gesetzt, die eine politische Tragweite haben: Erst wenn die Täter den Opfern in die Augen schauen und ihnen ihre Tat gestehen können, wird eine breite Veränderung der Gesellschaft möglich, wie die vielen Friedensgerichte und andere Initiativen zur Verarbeitung in Ruanda, Südafrika, dem ehemaligen Jugoslawien zeigen.

Zu einem runden inneren Frieden reicht es also nicht. Ute Scheub erlebt die Befreiung vom Schuldgefühl, das Kinder für diese Täterväter tragen. In den Augen dieses Vaters gehört sie jedoch einer niederen Rasse an, der „dinarischen“, und das deutsche Volk musste ja „vor der Überwucherung durch Unkraut“ beschützt werden. Als Kind wurde Ute liebevoll von ihrer Mutter „Unkraut“ genannt; nun kann sie sich „wohl unter den Unkräutern dieser Welt“ fühlen. Ein sehr konkretes Buch, was uns Aufsteller in unserem Bestreben, Friedensarbeit im kleinen und größeren Zusammenhang zu leisten, bestärkt.

**Ute Scheub**

**Das falsche Leben – Eine Vatersuche**

**Piper 2007**

## Tochter und Vater

Oft handeln solche Bücher von einer Suche nach den Spuren der Ahnen, vor allem der Väter, die nach dem Krieg nicht zu Wort kommen konnten oder durften. Die Kinder zeigen Verständnis und Liebe für sie, der Aufsteller erkennt in diesen Romanen eine andere Form seiner eigenen Arbeit im literarischen Achten der Ahnen. Alles wird gut.

In diesem Fall jedoch haben wir es nicht mit einer gelungenen Vater-Tochter-Findung zu tun. Heißt das Buch vielleicht deswegen *Tochter* und Vater? Dieser Tochter scheint es mehr darum zu gehen, ihrem hinkenden, instabilen Leben Wurzeln zu geben, die sie mühsam in dem Leben ihres Vaters zu finden hofft. Nach dessen Tod droht sie ihrer jüdischen Mutter Alma, eine Grabrede zu halten, die alles ans Licht bringen wird, aber was? Alma erschrickt und mahnt zur Vernunft, sie hat seit dem Krieg alles verdrängt, was mit den Ängsten im Krieg, während der Flucht zu tun hat. So weiß die Tochter nichts über die Rolle ihres Vaters dabei. Der Leser spürt ihre Unsicherheit, ihr Abgeschnittensein vom Leben, vom Alltag, und leidet mit ihr. Beinahe peinlich berührt verfolgt er die Flucht der Tochter vom Unfallort – es ist dem Motorradfahrer den sie angefahren hat wirklich kaum etwas passiert. Sie meint, an dem Ort und dem herangefahrenen Sanitäter alle nötigen Informationen hinterlassen zu haben, um einer Anzeige zu entkommen. Und doch ist es Flucht. Und sie wird natürlich vom Gericht, aber auch vom verletzten Soldaten „verfolgt“, den sie auf der Straße hat liegen lassen.

Ging es ihrem Vater auch so? Wieweit war er in Machenschaften der Gestapo, Schwarzhandel mit Raubgütern im besetzten Polen verwickelt? Oder war er eher ein Held, der polnischen Widerstandskämpfern geholfen hat? Eins ist sicher: Er hat das Leben seiner jüdischen Frau und deren Mutter gerettet. Auf Irrwegen und auf ungeklärte Art und Weise, mit falschen Papieren, die er sich in einer lebensgefährlichen Aktion aus dem Krakauer Präsidium zusammen mit Polen beschafft hat. Es ist fraglich, ob die Schriften, die ihr Vater hinterlassen hat, ihr bei dieser Klärung helfen

können. Er hat bereits 1937 eine entsetzliche Zeit in einer Strafkompagnie absitzen müssen, die täglichen Folterungen kommen ihm schlimmer vor als ein KZ, schreibt er. Wie kann eine Tochter einen Vater achten, der diese seine Bewertung offenkundig sein Leben lang beibehält und den sie immer nur geschwächt, für sie unerreichbar gekannt hat? Es kommt ihr vor, als hätte seine ganze Lebenskraft nur dazu gereicht, ihre Mutter und Großmutter in Sicherheit zu bringen. Eher mehr der Willkür der Reichsbahn unterworfen – als durch den eigenen Entschluss getrieben –, der seinen Laster auf einen Waggon, dann auf einen anderen lädt und durch die Lande fährt, tut er alles, was in seiner Macht steht, diese zwei Frauen zu retten. Ist das alles? Und wie empfindet er das, dass andere Waggonen mit Menschen transporten an seinen angehängt werden?

In Krakau hofft die Tochter Antworten bei den Polen zu finden, die diese Aktionen mit dem Deutschen miterlebt haben. Sie kann sich aber der Wahrheit kaum stellen, weil diese Wahrheit eh nicht greifbar bleibt. Als sie mit ihr jedoch konfrontiert wird, fällt sie – der Alkohol spielt da auch eine Rolle – in Ohnmacht. Allein die warmherzige Ansprache der Polen weist auf die gute Wirkung der Aktionen hin, an denen ihr Vater beteiligt war. Zurück zu Hause weiß die Tochter, dass sie auf der Beerdigung ihres Vaters keine Grabrede halten wird. Ihr Leben geht hinkend weiter, es bahnt sich eine Beziehung zu dem Soldaten an, der im Gericht recht bekommen hat, während ihre Zukunft als Juristin durch das Urteil verbaut ist. Ob Erlösung, Möglichkeit, die Dinge und Ereignisse so zu lassen, wie sie sind, bleibt unklar.

Gut, dass zu diesem Thema ein Buch ohne schönes Abgerundenes, systemisches „Ende gut, alles gut“ erscheint. Das bringt uns Aufstellern die Mühsal der Rekonstruktion der eigenen Existenz im großen Zusammenhang des Familiensystems sehr menschlich näher.

**Viola Roggenkamp**

**Tochter und Vater**

**S. Fischer 2011**

## Was Ida sagt

Es ist keine runde, keine abgerundete Geschichte, insofern also dem Leben viel näher als die Familienromane, die beim Leser den Eindruck hinterlassen, alles mündet in ein befriedetes, großes Bild vom Leben, „wie es sein soll“. Hier erspüren wir eine Geschichte von Einsamkeit, Nichtzueinanderfinden, Auseinandergehen. Aufsteller kennen diese Situation: Es entsteht kein sogenanntes „Lösungsbild“ für den, der in seinem System Frieden sucht, man kann ihn nur mit Wohlwollen und Freundlichkeit ins Leben entlassen, auf dass er sich weiter auf die Suche nach dem Familiengeheimnis machen möge, das nicht gelüftet werden konnte. So ist es hier auch:

Drei Frauen erleben ein „verwandtes“ Schicksal: Paulette und Ida, die zwar wie Schwestern aufwachsen, jedoch – so zunächst vom Leser angenommen – keine sind. Der Krieg vereint sie im schwierigen Alltag, Ida, die verstoßene Tochter Adriennes, bei ihren Großeltern aufgewachsen, ohne richtigen Platz in der Familie, Paulette, die Bevorzugte, die auch auf der Schule bleiben darf und gegen den Krieg schimpft, der ihnen beiden die Jugend verdirbt. Bis Franz, der deutsche Soldat, ihren Weg kreuzt, und Paulette lässt sich auf eine Beziehung mit ihm ein. In der von den Deutschen besetzten Normandie ein Skandal. Im Chaos der letzten Kriegseignisse verlieren sich alle aus den Augen, bis Idas Mutter Adrienne 1990 stirbt und Paulettes Tochter, Louise, zur Beerdigung erscheint.

Sehr früh mutet die Geschichte den Leser systemisch geprägt an: Ida trägt einen deutschen Nachnamen, Louise ist 1979 nach dem Tod ihres Vaters nach ... Deutschland geflohen, von einem Impuls geleitet, den sie selber nicht klar deuten kann. Was alle miteinander verbindet, wird erst durch die Aufzeichnungen von Ida allmählich verständlich. Der Leser bekommt sie früher zu lesen als Louise selbst, die zum ersten Mal Ida auf der Beerdigung ihrer Großmutter kennenlernt. Louise ahnte schon immer, dass ein Geheimnis die Familiengeschichte prägt, spürte sie doch eine körperliche Schwere beim Gedanken an die, die sie kennt, und die, die sie nicht kennt! So Ida. Louise erfährt also von der Liebe, die Franz, Paulettes ehemaligen Geliebten, und Ida 1948 zusammenführt, von Idas Ehe und Leben in Rastatt. Es fand aber nie eine Aussprache zwischen beiden „Schwestern“ statt, so erfuhr Ida nicht, dass Paulette von Franz ein Kind bekam, nur schwieg Paulette ihr Leben lang und versank in eine tiefe Einsamkeit, aus der ihr keine Worte heraushelfen konnten. Odile Kennel findet dafür sehr berührende, um ihre Verzweiflung, ihren stummen Schrei nach Zugehörigkeit und nach der Liebe der verlorenen Tochter Louise.

Das Geheimnis darf nicht gelüftet werden, und so hört Louise die Wahrheit nicht, die ihr Jugendfreund Grégoire von ihrer Mutter erfahren hat: dass sein Vater Paulettes Sohn sei.

Ida hat zwar ihre Identität als Paulettes Halbschwester durch einen Brief ihres Vaters an ihre Mutter Adrienne gefunden, aber die Fäden laufen nicht zusammen, Louise fährt weiter, es bleibt offen, ob sie ihre Suche nach der Familiengeschichte fortsetzen wird.

**Odile Kennel**  
**Was Ida sagt**  
**dtv 2011**



**Edith Chancrin**, \*1952 in Paris, seit 1984 Heilpraktiker-Homöopathin in eigener Praxis in Mauerstetten/Allgäu, Atemtherapeutin; erste Kontakte zur Aufstellungsarbeit 1999, seit 2005 Systemaufstellerin (DGfS, ISCA), arbeitet systemisch im Einzelsetting und mit Gruppen in Deutschland und Frankreich.

[www.edith-chancrin.de](http://www.edith-chancrin.de)